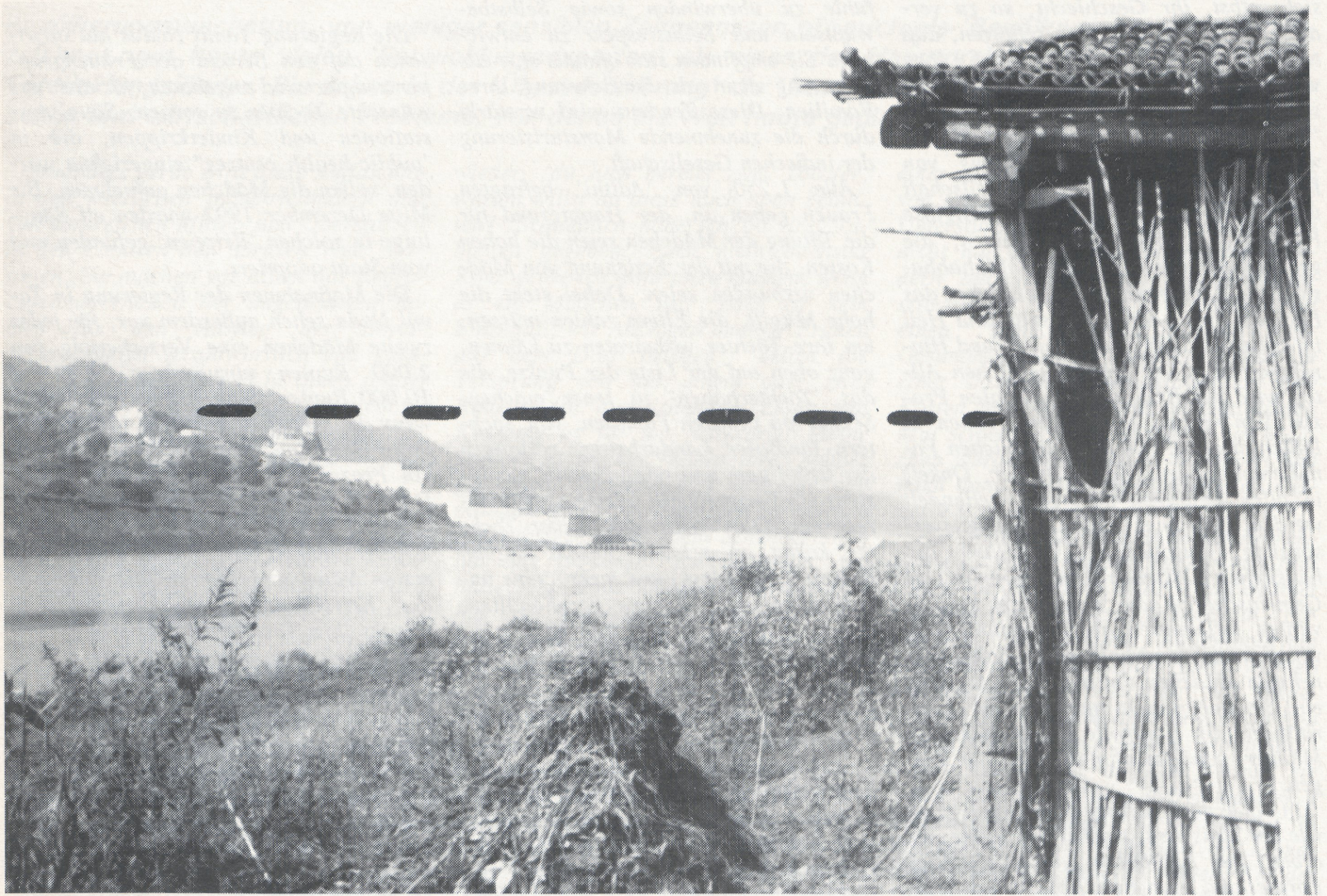


"Diese Leute zerstören unser Leben" Teil II

Text und Fotos von Bruni Weißen



Der Sardar-Sarovar-Damm: Die gestrichelte schwarze Linie zeigt die z.Zt. geplante Höhe des Staudamms.

21.10.1991

Am nächsten Morgen ist der Wasserstand der Narmada um etwa einen halben Meter gefallen und bei dem Versuch, auf der anderen Uferseite an Land zu gelangen, nehmen wir doch noch alle unser Schlammbad. Am Abend zuvor haben die Bauern die fruchtbaren Schlammflächen untereinander aufgeteilt und überall sieht man sie jetzt mit Ochsengespannen pflügen. Seitdem der Staudamm im Bau ist, wird viel mehr fruchtbarer Boden abgelagert, zur Freude der Bauern diesseits der Staumauer, zum Nachteil der stromabwärts Wohnenden. Ein großes Schild am 'Ortseingang' von Manibeli besagt: "Unser Dorf, unser Recht. Die Bewohner von Manibeli untersagen allen Beamten und Angestellten der Stau-

damm-Gesellschaft, das Dorf zu betreten, um Untersuchungen für den Staudamm zu machen."

Wir machen kurz Halt in Vadgam an der Hütte von Bhula Moti Tadri, dem landlosen Arbeiter, dessen Hütte als erste vom Stausee überschwemmt werden wird. Bhula hat sich von Anfang an geweigert, umzusiedeln. Von seiner Hütte aus kann er den wenige Kilometer entfernten Staudamm sehen. Bei ihm treffen wir einige Bewohner von Vadgam, die umgesiedelt waren, vor einigen Monaten aber zurückgekommen sind. Sie werden jetzt in Vadgam bleiben, egal was passiert.

Auch diesmal passieren wir die Kontrollposten von Regierung und Staudamm-Gesellschaft ohne aufgehalten zu werden. Etwa eine Stunde sind wir dann von der Dammbaustelle aus unterwegs,

nach einer halben Stunde haben wir die Straßen verlassen. Querfeldein, vor allem verschiedenen Flußbetten folgend, holpert der Jeep durch die reizvolle Landschaft. Unser Ziel ist Chimalkhedhi, ein Tribaldorf, das vom Damm aus gesehen dritte Dorf, das vom Stausee überschwemmt werden wird. Die letzte Strecke zur Narmada und nach dem Übersetzen ins Dorf müssen wir zu Fuß zurücklegen. Kein Wunder, daß Regierungsbeamte bisher kaum nach Chimalkhedhi gefunden haben (zumal uns auch hier knöcheltiefer Schlamm nicht erspart bleibt).

Der Preis für eine Überfahrt über die Narmada beträgt fünf Rupien pro Person und Ramon, der ewig betrunkene Fährmann, kann das Geld gut gebrauchen. Aber von der Andolan nimmt er nichts, nicht einmal im fast volltrunkenen Zu-

stand bei der Rückfahrt. Auch hier schwimmt die Andolan im Volk.

Chimalkhedhi ist ein typisches Tribal-dorf. Es gibt keinen Dorfkern, die Häuser liegen jeweils inmitten der Felder. Wald gibt es kaum (noch), aber Buschwerk und eine Reihe einzelner Bäume. Die Schule ist auf Anregung der Andolan in Eigeninitiative entstanden, der Lehrer kommt aus dem Dorf, die Kinder sind begeistert und kommen gern.

Etwa 40 Männer, darunter eine Reihe von Delegierten aus Nachbardörfern, haben sich in der Schule versammelt. Selbstverständlich sind auch die Kinder noch da, etwa 30 Jungen und Mädchen zwischen sechs und zehn Jahren. Man sitzt auf dem Boden, mit unserer Ankunft beginnt die Versammlung. Arundati erzählt wieder die aktuellen Ereignisse: über den Brief, den Herr Morse an den Präsidenten der Weltbank, Herrn Preston, geschrieben hat. Herrn Morse haben die meisten während seiner Untersuchung kennengelernt, daß er sich jetzt bei Herrn Preston noch einmal deutlich gegen eine weitere Unterstützung des Staudamms ausspricht, findet ihre Zustimmung. Teile des Briefes - besonders die Stelle, an der Herr Morse darauf verweist, daß die Weltbank selbstverständlich noch Millionen in dieses Projekt stecken könne, er sich aber dagegen verwahre, daß sein Bericht zur Legitimation mißbraucht werde - werden wörtlich von Arundati aus dem Englischen ins Bhilali übersetzt.

Dann liest sie auch hier verschiedene Zeitungsberichte vor, jeweils gleich aus dem Gujarati oder Englischen übersetzend. Alle hören aufmerksam zu, trotz zum Teil langer Berichte. Das Treffen hat keine Tagesordnung, es gibt keine Rednerliste. Wer etwas kommentieren oder ergänzen will, sagt es einfach. Fotos von einer Protestaktion in Washington - eine Blockade der Auffahrt zur Weltbank mit einem Damm aus Pappmaché und dem Slogan "Dam the World Bank!" (Dämmt die Weltbank ein!) - gehen von Hand zu Hand. Eines der Kinder, die 10-jährige Indira, ist auf der Titelseite einer gujarati-sprachigen Tageszeitung als Teilnehmerin der Demonstration in Bombay deutlich zu erkennen. Sie ist ganz verlegen, als sie ihr Bild sieht, später zwischen den Freundinnen strahlt sie jedoch vor Stolz.

Ich erzähle von der Sitzung des Ausschusses für wirtschaftliche Zusammenarbeit, auf der alle Abgeordneten sich für eine befristete Suspendierung des Weltbankkredits ausgesprochen haben und die Bundesregierung, besonders Minister Spranger, auffordern, entsprechende Weisungen an den deutschen Exekutivdirektor in der Weltbank zu geben. Als Arundati übersetzt, wie wir in Bonn das Bundesministerium für wirtschaftliche

Zusammenarbeit symbolisch 'überschwemmt' haben, ernte ich grinsende Gesichter.

Kaum jemand der Anwesenden, ausgenommen die Kinder, kann lesen oder schreiben. Aber die Struktur der Weltbank, die Macht des Weltbank-Managements und die Einflußnahme der Mitgliedsländer über ihre Exekutivdirektoren, die Abhängigkeit des Stimmanteils vom eingezahlten Finanzbeitrag, all dies kennen sie. Im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht natürlich das Verhalten der indischen Regierung und das der Regierungen der beteiligten Bundestaaten, insbesondere Gujarats. So kurz vor dem entscheidenden Treffen der Exekutivdirektoren, das am 22. Oktober nun doch stattfinden soll, haben die Regierungen alle Lobbyregister gezogen. In Gujarat wurde eine Broschüre über den Damm veröffentlicht - auf Hochglanzpapier mit wunderschönen, romantischen Gegenlichtaufnahmen der Narmada - in der behauptet wird, in Manibeli stehe noch eine einzige Hütte, nämlich die der Andolan. Darauf entspinnt sich ein Dialog zwischen Arundati und Bijya, der allen viel Spaß macht. "65 Familien sind noch in Manibeli" sagt Bijya. Arundati: "Wie kannst du das sagen, die Regierung schreibt, es sei nur noch eine Hütte da." "Ich weiß aber, daß es 65 Hütten sind." "Wie kannst du in Frage stellen, was unsere kompetente Regierung hier in dieser Broschüre schreibt. Die Leute sind viel klüger und erfahrener als du. Wie kannst du das nur in Frage stellen." "Aber wie kann ich das nicht glauben, was ich mit eigenen Augen gesehen habe. Und die Hütten in Manibeli habe ich gesehen, egal was die Regierung darüber schreibt."

Der Schluß des Dialogs geht in Gelächter unter, und es ist auch ein bißchen das Lachen über sich selber, weil sie dieses Selbstvertrauen noch nicht allzulange haben und es sich auch über solche Spiele bestätigen.

Nach dem Treffen sind wir bei Bijya eingeladen. Sein Haus ähnelt von draußen einer sehr großen Scheune, erst später fällt mir auf, daß es daran liegt, daß die Tribal-Häuser keine Fenster haben. Zum Essen werden wir von Bijyas Frau in die Kochecke im Hauptraum gebeten. Während Arundati, Bijya, seine Mutter und zwei oder drei Teilnehmer aus dem Treffen in der Schule allerlei Organisatorisches besprechen bereitet sie Fladenbrote aus 'Tawar', einer Maisart. Dazu gibt es Bohnen.

Schon am Morgen in Manibeli war mir aufgefallen, daß die Tribals ihre eigene Erntemethode haben. Wenn das Getreide reift, werden die ersten reifen Kolben mit den Körnern sofort für den direkten Verbrauch abgeschnitten, da die letzte Ernte längst verbraucht ist. In der

Ernte werden statt der ganzen Stauden ebenfalls nur die Kolben abgeschnitten. Kühe und Ziegen fressen einen Teil der auf den Feldern verbleibenden Pflanzenreste direkt, später werden diese geschnitten und als Viehfutter gelagert.

Zum Essen sitzen wir in dem geräumigen, etwa sechs mal zwölf Meter großen Hauptraum. Ein dickes Seil parallel zur Längswand trennt ein Drittel des Raumes und damit die fünf Kühe und drei oder vier Kälber vom Wohnraum ab. Die Tiere sind die 'Sparkasse' der Tribals. Wann immer sie Geld brauchen, für Hochzeiten, Beerdigungen (zu denen auch die Dörfer der Umgebung eingeladen werden) oder für den Brautpreis, werden je nach Bedarf ein oder zwei Ziegen oder Kühe verkauft. Für den eigenen Verzehr dienen eher die Hühner, die normalerweise auch als Opfergaben für die Götter benutzt werden.

Möbel gibt es keine, wir sitzen auf dem Fußboden, nur in der Küchenecke stehen einige große geflochtene Körbe und Tonkrüge. Bajyas Frau kocht an einem offenen Feuer, das mit Reisig unterhalten wird.

Frauen sind bei den Tribals traditionell gleichberechtigter als in der Hindu-Tradition. Auch können sie sich freier kleiden als Hindu-Frauen, die weder Schultern noch Brust noch Knöchel zeigen sollten. Trotzdem tragen mittlerweile die meisten Tribal-Frauen den üblichen Saree, allerdings wickeln sie diese fünf Meter Stoff so, daß es aussieht, als trügen sie Miniröcke bzw. kurze Hosen. Der Grund ist sofort einsichtig. Mit einem bis über die Knöchel reichenden Saree kann frau weder auf dem Feld arbeiten noch ihre entlaufene Ziege wieder einfangen. Auch die 'Laster' teilen Tribal-Frauen mit ihren Männern: sie trinken den selbstgebrannten Schnaps genauso wie sie bidees oder die Wasserpfeife rauchen.

Während in der Hindu-Tradition die Braut bzw. ihre Familie 'dowry' an die Familie des Mannes zahlen muß, gibt es bei den Bhil den Brautpreis, der für die Frau gezahlt wird. Es handelt sich dabei in der Regel um Geld, Tiere und/oder Getreide, die Menge ist jedoch im Rahmen dessen, was die Familie sich leisten kann. Verschuldungen aufgrund von Hochzeit, in der hinduistischen Mittelschicht ein wachsendes Problem, gibt es bei den Bhil (bisher) so gut wie gar nicht. Auch die Scheidung - bei den Hindus fast unmöglich - ist relativ einfach: Der Brautpreis wird zurückgezahlt, die Kinder bleiben bei der Mutter, manchmal beim Vater. Beide können dann wieder heiraten.

Es ist spät geworden und wir wollen noch vor Sonnenuntergang die Narmada überquert haben. Bijya zeigt uns die Abkürzung zum Flußufer quer durch die

Felder. Unterwegs schlägt er mit seinem Stock auf niedriges Gebüsch und Stroh- oder Blätterhaufen, beliebte Aufenthaltsorte von Schlangen. Während wir am Ufer auf Ramon warten, kommen die Frauen aus dem Dorf mit ihren großen Messingkrügen an die Narmada, um Wasser zu holen. Bis auf wenige Industriebetriebe weiter flußaufwärts gibt es bisher noch niemanden, der das klare Wasser der Narmada verschmutzt.

Kevadia-Colony

Spät am Abend in Kevadia-Colony findet noch eine Versammlung mit etwa fünfzehn Männern und zehn Frauen statt, die vor dreißig Jahren für den Bau des Ortes ihr Land verlassen mußten. Als Entschädigung für den Boden, der

seit Jahrhunderten von ihren Familien bebaut wurde, erhielten sie den Gegenwert von einer Ernte, etwa 70 Rupien. Sie wurden nicht als Besitzer des Landes anerkannt, weil sie keine schriftlichen Besitztitel hatten.

Kevadia-Colony ist als Ortschaft für Arbeiter und Management der Baustelle komplett 'auf dem Reißbrett' entstanden. Sechs Dörfer - Kevdia, Kothi, Vaghdia, Gora, Navagam und Nimdi - wurden dafür planiert, oft noch bevor die BewohnerInnen ihre Häuser abbauen konnten: Sie wurden einfach platt gewalzt. Keiner der DorfbewohnerInnen, auch nicht der Panchayat, der Ältestenrat, wurde vorher gefragt.

Seit dieser Zeit, also seit mittlerweile 30 Jahren, kämpfen die Menschen um Entschädigung. Der vorige Ministerprä-

sident von Gujarat hatte ihnen versprochen, sie würden als Projektbetroffene anerkannt werden. Das ist jedoch nicht passiert. Deshalb haben die Frauen - die 'militanteste' Gruppe im Widerstand gegen den Staudamm - eines Nachmittags auf ihn gewartet und ihm in aller Öffentlichkeit eine Ohrfeige gegeben. Seitdem haben die Polizisten Angst vor ihnen und sagen, sie seien "Hexen". Die Frauen lachen.

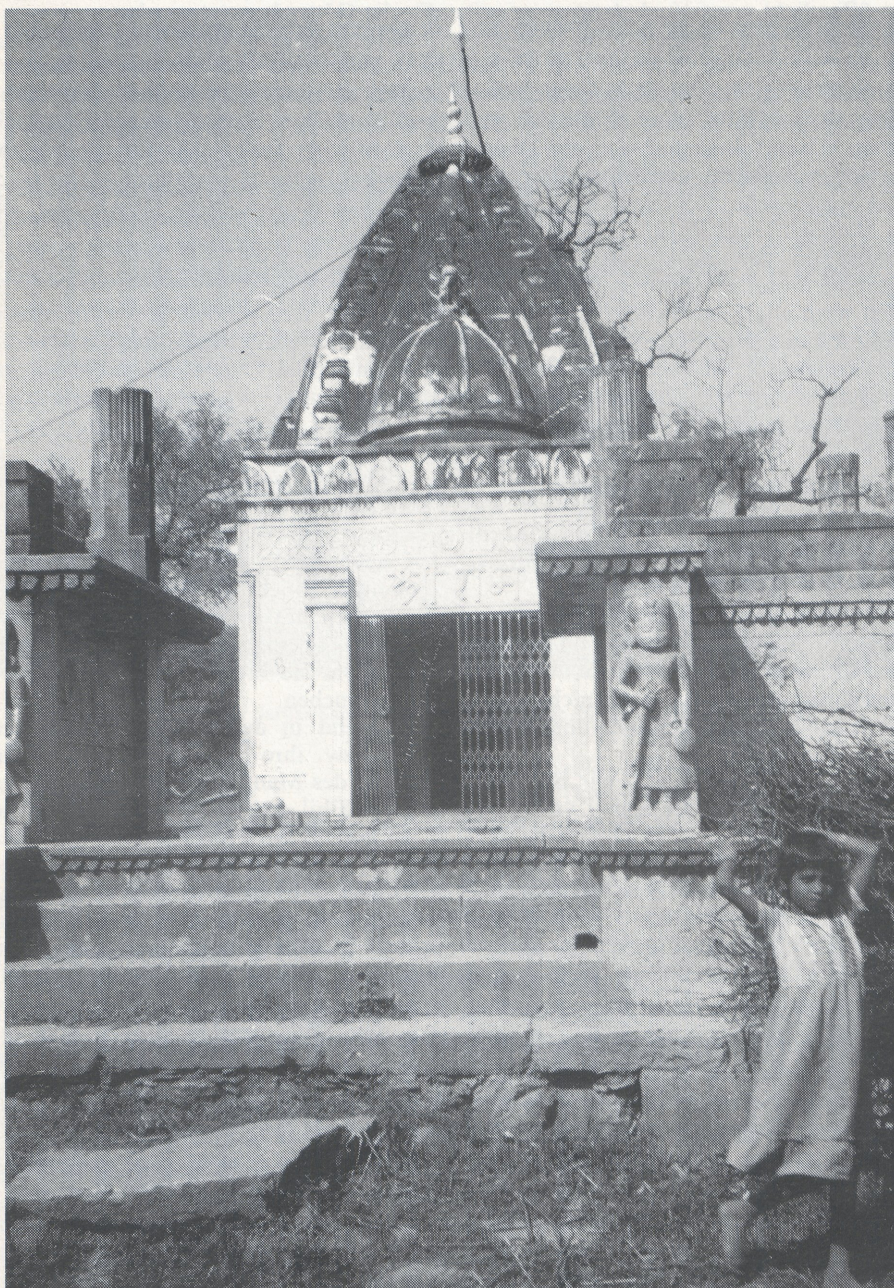
Die Forderungen der Frauen - und ihrer Männer - sind eindeutig: Sie wollen Land für Land, kein Geld. Viele von ihnen sind entwurzelt, sie leben zwischen Stadt und Land und bebauen Land, das der Regierung gehört und das sie sich einfach genommen haben. Aber sie wollen richtiges Land, eigenes Land, und sie wollen als Projektbetroffene anerkannt werden.

22.10.1992 Badwani, Madhya Pradesh

Der Kontrast ist auffallend und tut in der Seele weh. Auf dem Weg nach Badwani, kurz hinter der Grenze zwischen Gujarat und Madhya Pradesh, verändert sich die Landschaft schlagartig. Nur noch nackte Hügel stehen hier, spärlich mit Gras bewachsen; kein Baum, kein Strauch, nackte Erde überall da, wo die Erosion zugeschlagen hat und ganze Erdschichten den Berg heruntergespült wurden. Auch Häuser, Hütten oder sonstige Anzeichen von menschlichem Leben sind nicht zu sehen. Nur eine Ziegenherde weidet auf einem der entfernten Hügel. Mehrere Kilometer, etwa eine viertel Stunde lang, fahren wir durch diesen Alptraum. Eine so gründliche Abholzung auf einer so großen Fläche habe ich noch nicht eher gesehen. Wer daran wohl verdient hat...?

Zum Büro der Andolan in Badwani führt eine richtige Treppe, genauer sind es sogar zwei, eine vom Vordereingang aus und die andere vom Hintereingang. Die Polizisten beobachten jedoch nur den Vordereingang. Im Moment ist die Beobachtung der Andolan sehr lückenhaft, auch Polizisten haben schließlich ein Anrecht auf die Feiertage und selbiges vermutet man offensichtlich auch für die AktivistInnen der Andolan. (Das selbe Phänomen war schon in Manibeli zu beobachten. Normalerweise wird das Dorf von der Stelle aus, an der wir über die Narmada übergesetzt sind, Tag und Nacht beobachtet. Dabei notieren die Polizisten genau, wer wann nach Manibeli kommt und wie lange die Person bleibt.)

Auch in Badwani dient das Büro, wie in Baroda, gleichzeitig als Küche, Wohn- und Schlafzimmer der AktivistInnen. Nur Shripad hat seit kurzem ein eigenes kleines Zimmer in einem der



Viele Hindu-Tempel sollen überflutet werden.

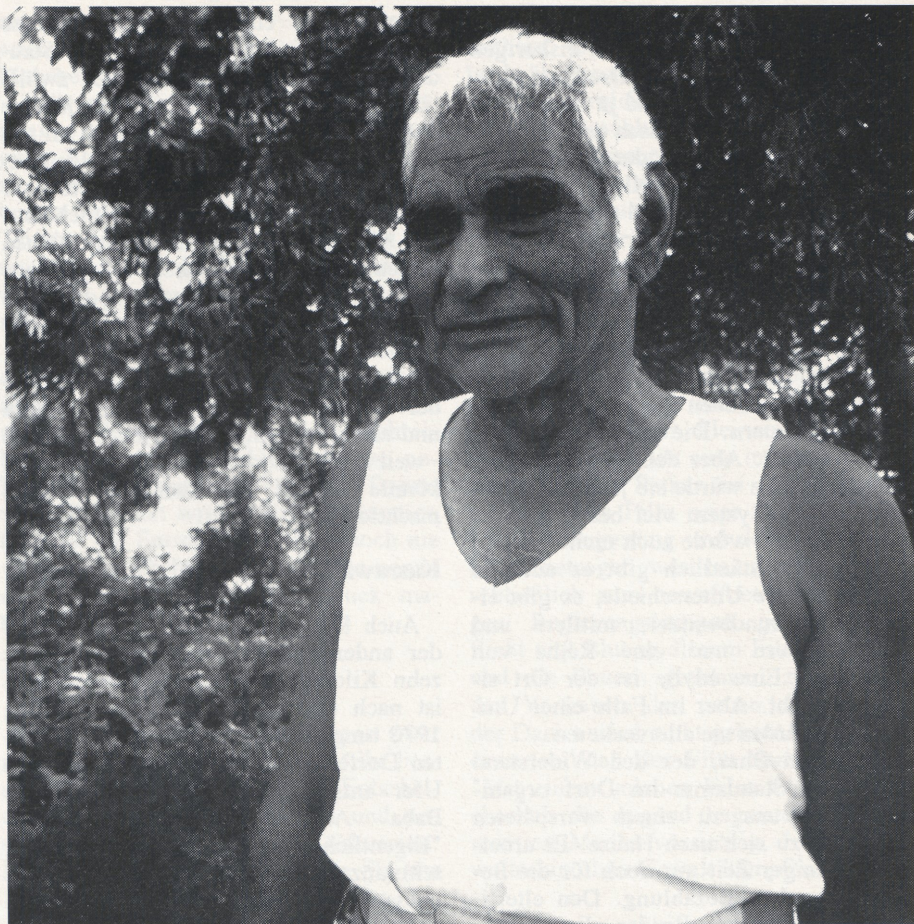
Nachbarhäuser - nach vier Jahren Gemeinschaftsraum brauchte er etwas 'Privatheit'. Wie im Büro in Baroda gibt es auch hier viele Freiwillige, sie arbeiten unentgeltlich für einige Monate als Praktikanten oder weil sie die Andolan unterstützen wollen. Auch hier herrscht ein ständiges Kommen und Gehen - ohne Telefon eine Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung von Kommunikation.

Medha liegt noch immer in Dhulia im Krankenhaus, alle sind besorgt und unruhig. Am Abend kann Shripad endlich den verabredeten Anruf machen, er kommt mit der guten Nachricht zurück, daß sie morgen - endlich - nach Bombay gebracht wird. Die Ärzte in Bombay werden sie schon wieder gesund machen. Shripad hat auch verschiedene Briefe von seinem Gang zum Telefon mitgebracht. Auf meine verduzte Frage, ob die Post auch abends ausgeliefert würde, erfahre ich, daß die Andolan zwischen Baroda und Badwani ein gut funktionierendes Post-System mit Hilfe von Busfahrern und -schaffnern hat. Ein Fax, das morgens in Baroda ankommt, ist abends schon in Badwani. Dieser Sonderservice ist selbstverständlich kostenlos...

23. 10.1992

Früh am nächsten Morgen machen wir uns auf den Weg nach Gangli, ein weiteres Dorf, das vom Stausee überschwemmt werden soll. Sobald wir die Innenstadt Badwanis verlassen haben, wird der Jeep alle paar Minuten angehalten, Nachrichten werden übermittelt, Termine weitergesagt, das Einladungsschreiben für ein Treffen verteilt. Selbstverständlich zahlt der Andolan-Jeep kein Brückengeld. Auch die Stadt Badwani wird zu einem Teil vom Stausee überschwemmt werden. Es ist gerade Erntezeit, auf den Feldern rechts und links der Straße blüht die Baumwolle, leuchten rote Chillischoten aus dem dunklen Blättergrün, stehen die weißen Maiskolben mannshoch. Ochsenkarren ziehen schwer beladen die Straße entlang. All diese fruchtbaren Felder sollen im Stausee versinken.

Gangli heißt heute Sattalai, der alte Name ist nur noch in dem heute abgepaltenen Fischerdorf erhalten. Bei der großen Überschwemmung 1970 wurde das Dorf, das damals tiefer an den Ufern der Narmada lag, vollständig überflutet. Man hat es in zwei Teilen, dem Fischerdorf Gangli und dem Dorf Sattalai, etwa einen Kilometer weiter wieder aufgebaut. Es handelt sich um ein gemischtes Dorf, Hindus, Moslems und Tribals wohnten auch im alten Gangli schon zusammen. Mitten im Ort steht die kleine Teebude von Radheshyam Bhai, in der man auch Glühbirnen und Zucker kaufen



Baba Amte

kann. Die Bude dient als Versammlungsort, direkt davor steht das etwa zwei Meter hohe "Monument" der Andolan, eine Art viereckige Säule, die sich nach oben verjüngt und als Abschluß eine Kugel trägt. Dies sei noch eines der ersten Monumente, weshalb es unter künstlerischen Gesichtspunkten nicht gerade gelungen sei, entschuldigt Shripad das Unikum aus Zement, das in verblässerender hellblauer Schrift an einer Seite das Zeichen der Andolan - Wellen und Menschenkette - gerade noch erkennen läßt und auf den übrigen drei Seiten Hinweise auf wichtige Stationen des Widerstands trägt.

Fast dreißig Männer und Jugendliche sind in der Teebude versammelt, sie alle versichern, daß sie nicht umsiedeln werden. Noch deutlicher erklären dies beim Rundgang durch's Dorf zwei Frauen, die auf uns zukommen und uns direkt ansprechen. "Wir sind vor zwanzig Jahren überflutet worden, diesen Schlag haben wir noch nicht verwunden. Schauen Sie sich unsere Häuser an, sie sind immer noch nicht richtig wieder aufgebaut. Und jetzt sollen wir wieder weg. Aber wir gehen nicht. Wir bleiben hier." Die Umstehenden nicken. In Sattalai scheint das ganze Dorf fest entschlossen zu bleiben und sich nicht umsiedeln zu lassen.

Hunderte von Tempeln und Heiligtü-

mern sollen durch den Stausee überschwemmt werden, mindestens fünf davon stehen in Sattalai. Darunter befindet sich ein alter Jain-Tempel, eine historische Kostbarkeit voller Fledermäuse, wie bei Jain-Tempeln üblich. Näher am Ufer der Narmada liegt ein weithin berühmter Teich, zu dem vor allem Frauen kommen, um darin zu baden; selbst bei schlimmster Dürre ist dieser Teich nie trocken - allein dies ist schon ein deutlicher Hinweis auf seine Wunderkraft. Ein anderer Tempel Ganglis ist ebenfalls weithin bekannt und zwar für seine wundertätige Wirkung gegen Schlangenbisse.

Das neue Gangli liegt näher zur Narmada als Sattalai und wird überwiegend von Fischern bewohnt. Vor allem während des Monsun lohnt das Fischen, vier bis sechs Kilo fängt ein Fischer dann täglich. Aus dem Erlös lassen sich teilweise auch die Monate mit geringen Einkommen überbrücken. Wenn das Wasser der Narmada nach dem Monsun wieder fällt, ziehen die Fischer Wasser- und Honigmelonen in dem fruchtbaren Schlamm am Ufer und im Flußbett. Reich wird man so nicht, aber es reicht zum Überleben.

Die Baumwoll- und Chilli-Felder auf der Anhöhe zwischen dem neuen Gangli und Sattalai werden nach der Über-

schwemmung als Inseln im Stausee liegen. Die Besitzer sollen nach bisherigen Plänen nicht als Projekt-Betroffene anerkannt werden, da ihr Land ja nicht überflutet wird. Wie sie Ochsen und Arbeitsgeräte zur Bearbeitung der Felder über den Stausee schaffen sollen, kann den Bauern allerdings niemand sagen.

Das Narmada-Tal ist fruchtbar, nicht zuletzt auch deshalb, weil kilometerlange unterirdische Schläuche mittels Pumpen das Wasser aus der Narmada auf die Felder transportieren. Die Schläuche, die Pumpen, die Sprinkleranlagen, alles haben sie selber bezahlt, sagen die Bauern. Die Regierung hat sie nie unterstützt. Aber den Staudamm und die Kanäle, die würde sie jetzt bezahlen, dabei sei ihr System viel besser als der Staudamm und würde auch nichts zerstören. Selbstverständlich gibt es auch in Sattalai soziale Unterschiede, es gibt einige Großgrundbesitzer, mittlere und kleine Bauern und eine Reihe von Landlosen. Eine Idylle ist der Ort sicherlich nicht. Aber im Falle einer Umsiedlung würden sie alle verlieren.

Mansaram Bhai, der den Widerstand gegen den Staudamm im Dorf organisiert, lädt uns zu einem verspäteten Frühstück zu sich nach Hause. Er arbeitet seit einiger Zeit nur noch für die Bewegung - ohne Bezahlung. Den elterlichen Hof führt sein Bruder, die Großfamilie einschließlich der über achtzigjährigen Mutter lebt in getrennten Woh-

nungen unter einem Dach. Die ganze Familie engagiert sich gegen den Staudamm. Mansarams Kinder, der zwölfjährige Sohn und die vierzehnjährige Tochter, haben selbstverständlich an der Demonstration in Bombay teilgenommen, sein fünfzehnjähriger Neffe war sogar mit in Delhi. Für viele, nicht nur die Kinder, waren die Demonstrationen in den Metropolen die erste Gelegenheit, um das Dorf zu verlassen und in die großen Städte zu kommen. Über 100 Rupien kosten die Bus- und Zugreise. Aber wenn sie mit fünf- oder sechshundert Demonstranten in den Zug steigen und sich weigern, Fahrkarten zu kaufen - weil kaum einer von ihnen sie bezahlen könnte - sind Schaffner und Polizei machtlos.

Kasrawad

Auch Kasrawad, ein kleines Dorf auf der anderen Seite der Narmada, keine zehn Kilometer von Badwani entfernt, ist nach der großen Überschwemmung 1970 umgesiedelt. An der Stelle des alten Dorfes, nur gut hundert Meter vom Ufer entfernt, hat der Sozialreformer Baba Amte sein Haus gebaut. "Eigentlich habe ich das Land 'besetzt'", schmunzelt der über Siebzigjährige. Eine unklare Rechtslage macht es der Regierung unmöglich, ihn von dort zu vertreiben. Innerhalb von nur zwei Jahren verwandelte Baba Amte das brachliegende

Land mit Hilfe des Narmada-Wassers in ein kleines grünes Paradies. Es ist der Ort, an dem er sterben will. Er wird seinen Platz nicht verlassen, auch wenn der Stausee geflutet werden und er mitsamt seinem Paradies und dem alten Tempel, den er jeden Morgen aufsucht, untergehen sollte. Am Ufer auf der anderen Seite der Narmada lagern normalerweise Polizisten, die mit Ferngläsern genau verfolgen, was bei Amtes passiert. Aber so kurz vor Devali machte selbst das Polizeilager einen Kilometer vor Kasrawad keinen allzu belebten Eindruck.

"So wie die Mauer in Berlin Stück für Stück von den Menschen zerhackt worden ist und die Steinchen zu Souvenirs wurden, so wird man eines Tages auch den Sardar-Sarovar-Damm zu Souvenirs zerhacken", ist Baba Amte überzeugt. Aber zunächst muß die nächste Hürde, die jetzt anstehende Entscheidung der Weltbank über eine Suspendierung des Kredits, genommen werden. Der Minister-Präsident von Gujarat hätte sich im Fernsehen ungewöhnlich besorgt gezeigt, vielleicht gibt es auf Regierungsebene bereits Gerüchte über die Entscheidungsabsichten der Exekutiv-Direktoren? Der indische Ministerpräsident Rao habe wegen dieser Entscheidung sogar mit dem deutschen Bundeskanzler Kohl telefoniert, ob der den deutschen Exekutivdirektor jetzt wohl anweisen würde, gegen eine Suspendierung zu stimmen? Das kann sich die deutsche Regierung nicht leisten, entscheide ich. Das Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit hat eindeutig gesagt, daß man die Suspendierung des Kredits unterstützt. Kohl würde sein eigenes Ministerium unglaubwürdig machen, wenn er andere Anweisungen gäbe.

Bhilkheda

Am Abend in Bhilkheda, einem überwiegend von Tribals bewohnten Dorf, ist die Schönheit der neun Tempel im Schein der Taschenlampe nur zu ahnen. Das älteste der Gebäude ist über 200 Jahre alt, noch wissen die Gelehrten nicht, warum sie von den Maharadschas errichtet wurden, auch die Schriftzeichen im Innern können sie noch nicht entziffern. Unter dem - vor etwa 50 Jahren - zuletzt erbauten Tempel soll noch immer ein Schatz begraben liegen. Das soll alles im Stausee verschwinden, empören sich die Dorfbewohner. In der Versammlung, etwa siebzig Leute zwischen acht und achtzig sind gekommen, sagt ein alter Mann: "Wir haben nichts mehr zu sagen. Wir werden hier nicht weggehen. Wir kämpfen jetzt. Mehr gibt es nicht zu sagen." Die andern nicken. Dann fügt er hinzu, daß die internationale Unterstützung gut ist. "Und wenn ihr in



Mansaram Bhai mit seiner Familie: Generationen gegen den Staudamm.

Germany mal Probleme habt, werden wir euch unterstützen."

24.10.1992

Zurück von Badwani nach Baroda mit dem Bus. Etwa eine Stunde vor Baroda auf dem großen Bushalteplatz traue ich meinen Augen nicht. An eine der Wände ist deutlich sichtbar eine Werbung für weniger Kinder gemalt. Aber nicht - wie bisher üblich - mit den stylisierten Köpfen einer vierköpfigen Familie, sondern mit einer Tribal-Familie, die scheinbar als Belohnung für den Verzicht auf Kinder ein kleines Steinhaus ihr eigen nennt. Diese Propaganda paßt zu dem Zeitungskommentar aus der 'Times of India', den Himanshu mir später zeigt. "Wir waren alle mal Tribals", schreibt der Verfasser dort. Aber in den letzten fünfzig Jahren sei ihnen die Modernisierung gelungen. Also sei es heute auch möglich, aus den Tribals "kultivierte Times of India-Leser" zu machen.

Shripads Anruf kommt unerwartet. Ich vermutete ihn bei seiner Familie und der Dewali-Feier, die in Indien ein ähnliches Familienfest ist wie Weihnachten bei uns und mehrere Tage lang den Jahreswechsel einleitet. Dort ist er auch, trotzdem hat der Anruf aus Washington ihn erreicht. Am 22. hatten die Exekutivdirektoren ein Treffen mit Morse, die von uns allen mit Spannung erwartete Mehrheitsmeinung zum Projekt haben sie vor kurzem verkündet: Es wird vorerst keine Suspendierung der Gelder geben, aber die indische Regierung soll eine Reihe von Bedingungen erfüllen. In sechs Monaten wird eine Weltbank-Kommission nach Indien fahren und untersuchen, ob diese jetzt ausgehandelten Bedingungen bis dahin erfüllt worden sind. Schließlich müsse man der neuen Regierung (die seit 18 Monaten im Amt ist) eine Chance geben, damit sie ihren guten Willen unter Beweis stellen und die Weltbank-Richtlinien erfüllen kann. Falls nicht, soll der Kredit suspendiert werden. Nur gut 40 Prozent der Stimmanteile hatten für eine sofortige Suspendierung gestimmt.

25.10.1992

Shripad, Himanshu und ich sitzen im Büro in Baroda. Die Hiobsbotschaft aus Washington wird analysiert. Von Seiten der Weltbank war es eine durchaus kluge Entscheidung. Alle Länder (bis auf Holland), in denen die Nicht-Regierungs-Gruppen eine starke Lobby gegen das Projekt aufgebaut haben, stimmten für eine sechsmonatige Suspendierung der Gelder: USA, Kanada, Japan, die Bundesrepublik, Australien und die nordischen Länder. In England ist die Arbeit der NRO zu spät angelaufen, da

muß jetzt mehr laufen. Auch in Österreich. Diese beiden würden für eine Mehrheit gegen den Damm ausreichen.

"Wir müssen wissen, wie die Bedingungen aussehen." "Und wir müssen auf jeden Fall fordern, daß die Kommission in sechs Monaten unabhängig ist. Am besten schicken sie gleich die Morse-Truppe noch mal. Aber das werden sie nie tun. Da riskieren sie ja, daß sie wirklich wieder eine unabhängige Einschätzung zu hören kriegen."

"Hier in Indien wird sich in den nächsten sechs Monaten doch sowieso nichts ändern. Den Bericht und unseren Kommentar könnten wir heute schon schreiben. Es ist doch ausschließlich eine politische Entscheidung, ob der Damm weiterfinanziert wird. Mit der Situation hier hat die Entscheidung doch noch nie was zu tun gehabt." "Also müssen wir in den Industrieländern mehr Druck machen."

26.10.1992 Bombay

Medha ist bei ihren Eltern, sie ist zwar noch sehr schwach, aber es geht ihr besser. Natürlich bestimmt die Entscheidung der Exekutiv-Direktoren und unsere weitere Strategie die Diskussion. Eigentlich ist die Entscheidung für uns

gar nicht so schlecht, wie wir spontan dachten. Zum ersten Mal hat die Weltbank überhaupt solch eine Entscheidung über ein Projekt gefällt. Außerdem besagt der Beschluß, daß im April nicht über eine Suspendierung, sondern über den Ausstieg der Weltbank aus dem Projekt entschieden werden soll.

28.10.1992

Ein bekannter indischer Filmemacher, der kommerzielle Massenfilme dreht, hat das Thema 'Widerstand gegen Staudamm' aufgegriffen und einen Film dazu gemacht. In einem kleinen Programmkinos gibt es abends eine interne Vorführung; Medha Patkar ist als Ehrengast geladen. Der Film zeigt, wie die Leute von der Regierung und dem Staudambauer betrogen werden, der Held wird schließlich zum bewaffneten Kampf gegen Regierungstruppen getrieben. Es fließt viel Blut in diesem Film, der Held und die Bauern gewinnen zum Schluß das Vertrauen des neuen Armeechefs, der Damm wird nicht gebaut. Es steht zu erwarten, daß der Film verboten wird. "Mit einem solchen Film kann man sicherlich die Jugend begeistern," kommentiert Medha vorsichtig, "wir werden weiterhin ohne Gewalt kämpfen."

Was boomt im informellen Sektor?

Feldmann, Gruszczynski, Overwien (Hrsg.)

Berufsbildung im informellen Sektor:
Beispiele aus Afrika, Asien und Lateinamerika.



Band 24 der Reihe ASA-Studien. Carl-Duisberg-Gesellschaft, Lützowufer 6-9, 1000 Berlin 30

Untersuchung über Kinderarbeit in Nepals Teppichfabriken

von Ingrid Decker

Kanchi Maya behauptet 15 Jahre alt zu sein. Sie dürfte jedoch gerade einmal ihr zehntes Lebensjahr vollendet haben. Seit sie vor zwei Jahren zusammen mit ihrer Schwester nach Kathmandu kam, arbeitet sie als Teppichknüpferin. Flink schlägt sie die Wolle um Kettfaden und Eisenstab, von morgens sieben bis abends um zehn Uhr. Um einen Quadratmeter Teppich zu weben, braucht sie sechs Tage, der versprochene Lohn dafür sind 400 Rupien (ca. 14 DM), die sie jedoch niemals ausgezahlt bekommt, da dieses Geld angeblich gerade für ihre Unterkunft und Verpflegung reicht.

Eine Untersuchung der Nichtregierungsorganisation CWIN (Childworkers in Nepal) über Kinderarbeit in den Teppichfabriken Nepals hat nun endgültig den Mythos zerstört, daß der Kauf eines tibeto-nepalischen Teppichs die tibetischen Flüchtlinge im Lande unterstützen hilft.

2.000 Teppichfabriken gibt es in Nepal, die meisten haben sich im Kathmandual angesiedelt. 300.000 ArbeiterInnen werden beschäftigt, die Hälfte von ihnen ist unter 14 Jahre alt. CWIN-Mitarbeiter Vijay Sainju und sein Team interviewten 3.320 Kinder in 365 Teppichfabriken, außerdem 85 Manager/Besitzer sowie 70 Mittelsmänner.

Das Ergebnis sei erschreckend, meint Vijay Sainju. "Die physische und soziale Ausbeutung dieser Kinder, aber auch der Erwachsenen, ist zu einem der größten Probleme hier geworden". Die Arbeitszeit liegt bei durchschnittlich 15 Stunden täglich. Da der Lohn nach Quadratmetern bezahlt wird, sind die Fabrikmanager so frei zu behaupten, daß die KnüpferInnen selbst so lange arbeiten wollen. Resultat ist u.a. der schlechte Gesundheitszustand der Beschäftigten. Sie klagen über Kopf- und Rückenschmerzen, haben Fieber und es gibt Fälle von Tbc. Medizinische Vor- und Fürsorge existiert nicht. 90 Prozent sind Analphabeten und nicht in der Lage zu errechnen, was ihnen an Monatslohn zusteht. Die meisten kommen aus Dörfern außerhalb des Kathmanduals.

Der Weg in die Metropole

Die für unsere Augen oft pitoresken Dörfer im Himalaya sind attraktiv für den Trekkingtouristen, für den nepalischen Farmer aber sind sie eine stete Herausforderung, den Lebenskampf nicht zu verlieren. Hinzu kommt seine 'Rückständigkeit', wobei das Gefühl rückständig zu sein schwerer wiegt, als

die Tatsache selbst. Informationen über die Außenwelt erreichen die Menschen dort nur durch das Radio oder durch Vorbeiwandernde. Das erste Traumziel, vor allem auch für Kinder, ist die Hauptstadt Kathmandu. Vernachlässigt oder von Bürden überhäuft, verlassen sie die Familie und beginnen ihre Odyssee auf der Suche nach 'Freiheit und Abenteuer'. Was sie erwartet ist die Brutalität der Straße, wo die Position in einer Gang und vor allem Geld (über)lebenswichtig sind. Als Fluchtpunkt suchen sich viele dieser Kinder vermeintlichen Schutz und Lohn in den Teppichfabriken. Häufig sind es auch die Eltern, die ihre Kinder in die Fabriken bringen, und hoffen, daß diese so zum kläglichen Einkommen der Familie etwas beitragen. 50 Prozent aller Kinder werden jedoch durch Mittelsmänner aus den Dörfern in die Stadt gebracht. Sie versprechen ein faszinierendes Großstadtleben und genug Rupien, sich das alles auch leisten zu können. So haben sie leichtes Spiel und in Gruppen von fünf bis 25 Kindern und Erwachsenen kehren sie zurück. Hinzu kommt, daß der Mittelsmann auch häufig Kleinkredite an die zurückgebliebenen Verwandten vergibt und verspricht, daß die Kinder mit dem Lohn in der Teppichfabrik leicht die Summe wieder begleichen und in ihr Dorf zurückkehren werden.

Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Der Vermittler hat die Aufgabe, in regelmäßigen Abständen die Löhne an die Arbeiter zu verteilen. Dabei wandert erst einmal die Hälfte in die eigene Tasche, vom Rest verteilt er nur die kleinen Scheine, da angeblich der Verdienst nicht einmal für Unterkunft und Essen reicht. Wer Geld hat, bekommt hier alles, das begreifen auch die Kinder sehr schnell. Um überhaupt über die Runden zu kommen, nehmen viele nun wiederum Kredit auf, mit so hohen Zinsen, daß die Schuldsomme nur ständig steigen kann. Vijay Sainju hat nachgerechnet, daß zwei Millionen Rupien als Kredite an diese minderjährigen Fabrikarbeiter vergeben wurden.

Der Weg nach Indien

Das traurigste Kapitel ist allerdings das der Mädchen und Frauen in den Teppichfabriken. Die Hälfte der Befragten berichtete von sexuellen Belästigungen. Arbeiter und auch die Fabrikbesitzer zwingen die Knüpferinnen, mit ihnen die Nacht zu verbringen. Bei einer von CWIN unterstützen ärztlichen Untersu-

chung in einer Teppichfabrik in Patan, waren 17 Mädchen unter 16 Jahren schwanger, ohne daß sie es wußten. Ist ihr Zustand offensichtlich, werden sie vom Arbeitsplatz entfernt. Ohne Einkommen sind sie dann leichte Beute für Zuhälter. Von 200.000 nepalischen Mädchen in Indiens Bordellen sind 20 Prozent unter 16 Jahre alt und man nimmt an, daß sie zuvor in einer Teppichfabrik im Kathmandual gearbeitet haben. 25.000 junge Nepali-Frauen arbeiten bereits in indischen Teppichfabriken in Benares unter ebenfalls menschenunwürdigen Bedingungen.

Business as usual

Mittelsmänner und Fabrikbesitzer, nach diesen Zuständen befragt, legten größte Unschuld an den Tag, wie in der Studie erwähnt wird. "Ja, wir wissen davon. Aber bei uns gibt es das nicht," war eine häufige Antwort. Auf die Frage, warum er in seiner Fabrik Kinder beschäftige, entgegnete ein Besitzer: "Die sind mit ihren Eltern hier, ich kann sie doch nicht wegschicken". Die CWIN-InterviewerInnen hatten oft Schwierigkeiten, überhaupt in die Betriebe zu gelangen. "Wir sind nicht gegen Euch und auch nicht gegen Kinderarbeit, sondern nur gegen den Grad der Ausbeutung", argumentierten sie an den Fabrikatoren. In 16 Fabriken wurden sie nicht eingelassen, andere aber zeigten sich einsichtig und manchmal auch kooperativ.

Inzwischen wurde im Parlament ein Gesetz über Kinderarbeit verabschiedet. Darin ist festgelegt, daß Kinder unter 14 Jahren nicht eingestellt werden dürfen und die Arbeitszeit bis zum 16. Lebensjahr nur sechs Stunden täglich betragen darf. Die Durchsetzung dieser neuen Bestimmung geschieht aber nur halbherzig.

Als die Ergebnisse der Untersuchung veröffentlicht wurden, besuchten zwei Beamte des Arbeitsministeriums das CWIN-Büro. Es wurde eine Verabredung getroffen, zusammen in die Fabriken zu gehen, da durch das Gesetz eine ganz andere Grundlage der Argumentation geschaffen wurde. Doch wenig später kam vom Arbeitsministerium die Absage.

CWIN will nun sobald wie möglich einen Workshop organisieren und die Ergebnisse der Untersuchung mit Industriellen, Regierungsbeamten, Gewerkschaftern, NGO's und Menschenrechtsorganisationen diskutieren.

(zum Thema Teppiche siehe auch 'Kurzinformationen' Indien)